



Leseprobe aus: Brandis, Floaters Im Sog des Meeres, ISBN 978-3-407-81194-3
© 2015 Beltz Verlag, Weinheim Basel
<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-81194-3>

Prolog

Pazifik, Mai 2024

»*Skylark*, hier ist *Hyperion*. *Skylark*, hört ihr uns? Over.«

Als Malika den Namen ihres Katamarans hörte, sprang sie aus ihrer Koje, eilte hinüber zur Funcke und schnappte sich das Mikrofon der Funkanlage. »Hier ist die *Skylark*, was gibt's, *Hyperion*? Over.«

Sie kannte die andere Yacht, sie und ihr Bruder hatten sich in der Karibik mit den beiden Kindern an Bord angefreundet. Es war immer ein Riesenglück, Boatkids zu treffen, die ungefähr im gleichen Alter waren.

»*Skylark*, wir werden gerade von einer riesigen Delfinschule begleitet. Das ist so cool, ich glaube, es sind ein paar hundert Tiere! Sie springen in die Luft und drehen sich, es sieht unglaublich aus. Over.«

Malika seufzte vor Neid. »*Hyperion*, das müssen Ostpazifische Delfine sein, nur die machen solche Drehsprünge. Habt ihr's gut! Schickt uns ein paar Fotos, okay? Over.«

Barfuß wie immer rannte sie die Stufen zum Cockpit hoch, in dem gerade ihre Mutter – im bunt bedruckten Sarong und mit einem Buch in der Hand – Wache hielt. Rasch erzählte Malika, was die andere Yacht gerade erlebte. »Die sind nur fünfzig Seemeilen nördlich von hier! Könnten wir den Kurs ändern und hinfahren, Mama? Bitte!«

»Kätzchen, du weißt doch, dass so was nicht geht.« Ihre

Mutter lächelte sie an und strich Malika eine Strähne ihrer windzerzausten braunen Haare hinters Ohr. »Wenn wir ankommen, sind die Delfine längst weitergezogen.«

Anscheinend war ihre Mutter guter Laune, deshalb bettelte Malika weiter. »Aber Delfine haben meist ein Revier, in dem sie bleiben. Bitte!« Sie sehnte sich nach Abwechslung, denn bisher war die Pazifiküberquerung ganz schön langweilig. Unter vollen Segeln zog die *Skylark* ihre Bahn, angetrieben vom Passatwind. Der Doppelrumpf zerschnitt die See und ab und zu bekamen Malika und Danió einen Schwung Gischt ab. Ein Tag glich dem anderen. Danió war meistens mit den Wetterkarten beschäftigt oder seinem selbst programmierten Philosophie-Spiel, das er *PhiloQuest* getauft hatte. Papa kochte, aber richtig lecker war das Ergebnis selten – alle frischen Lebensmittel waren verbraucht. Das kannte Malika schon von den anderen längeren Etappen ihrer Weltumrundung. Alle drei Tage durften sie einen neuen Film herunterladen. Am spannendsten war, dass sie jetzt, mit zwölf Jahren, endlich jeder eine Wache pro Tag übernehmen durften, auch wenn es für den Anfang nur zwei Stunden waren.

Ihre Mutter überlegte. Malika sah, dass sie sie schon fast weich hatte. »Na gut«, sagte sie schließlich. »Ich bespreche es mit Papa. Joooonas?«

Danió, ihr Zwillingbruder, hatte gemütlich auf dem Netz gelegen, das am Bug die beiden Doppelrumpfe verband. Jetzt kam er zusammen mit ihrem Vater neugierig heran. »Na gut, okay«, sagte ihr Vater, nachdem Malika ihm die Sache erklärt hatte. »So eine große Delfinschule würde ich selbst gerne mal sehen.«

»Cool«, sagte Danió. Geschickt half er, die Selbststeuer-

anlage auf den neuen Kurs einzustellen und die Segel zu trimmen. »Meinst du, wir holen die Delfine noch ein?«

»Heute ist unser Glückstag – wetten?«, behauptete Malika fröhlich.

Sie blieb an Deck und spähte mit dem Fernglas umher. Weit und breit keine Rückenflossen. Erst am späten Nachmittag, als sie schon fast auf der ehemaligen Position der *Hyperion* waren, sah sie etwas. Dort vorne, was konnte das denn sein? Sah aus wie ein dunkler Klumpen im Meer ...

»Da treibt was«, sagte sie zu Daniílo. »Ich hab keine Ahnung, was das sein könnte.«

Sie wechselten sich am Fernglas ab. Neugierig geworden, ließen ihre Eltern den Katamaran bei dem dunklen Objekt längsseits gehen. Es war ein Klumpen alter, völlig verfilzter Fischernetze aus Kunststoff. Das Ding war groß wie ein Lieferwagen. »Treibt bestimmt schon lange auf dem Meer«, sagte Malika angewidert, und ihr Vater stupste den Klumpen mit dem Bootshaken an. »Gefährlich, das Zeug. In solchen Geisternetzen können sich Meerestiere verfangen.«

Malika fiel auf, dass ihr Zwilling Bruder eigenartig still war. Sie blickte hoch und sah, dass Daniílo sich neugierig umschaute. »Hier schwimmt überall irgendwelches Zeug.« Und jetzt sah sie es auch. Um das Boot herum erkannte sie eine Shampooflasche und eine durchsichtige Plastikschale, in der vielleicht einmal Obst gewesen war. Ein paar Meter weiter sah sie eine Zahnbürste. Eine Minute später kamen sie an einem Sportschuh vorbei, der mit der Sohle nach oben schwamm. Sie und Daniílo rannten unter Deck und spähten durchs Unterwasserfenster des linken Rumpfs. Unter der Oberfläche schwebte noch viel mehr Müll – durchsichtige und weißliche Tüten, Flaschen und irgendwelche Plastiktei-

le, die von der Sonne ausgebleicht waren. Rasch kletterten sie wieder an Deck, um ihren Eltern davon zu erzählen.

»Na toll«, sagte ihre Mutter und schob ihre Sonnenbrille hoch. »Wir sind im Müllstrudel, oder?«

»Ja, anscheinend sind wir zu weit nördlich geraten«, meinte ihr Vater. Als er Malikas fragenden Blick bemerkte, erklärte er: »Der Große Pazifische Müllstrudel ist eine riesige Meeresströmung, die sich im Kreis dreht – sie hält Treibgut fest, deshalb sammelt es sich in dieser Gegend. Und Plastik baut sich nicht einfach ab, es wird noch eine Ewigkeit hier sein.«

»Das ist ja widerlich.« Malika versuchte, den Sportschuh mit dem Bootshaken herauszufischen. Er war durchtränkt und schwer, unten völlig mit Algen bewachsen. »Wie groß ist denn dieser Müllstrudel?«

»Ungefähr so groß wie Mitteleuropa.«

»Waaaas!« Malikas Augen füllten sich mit Tränen. Etwas so Hässliches durfte es nicht geben in ihrem Meer! Warum taten die Menschen so etwas, wieso warfen sie so viel Müll ins Wasser?

»Schaut mal, dort vorne schwimmt ein Badeentchen. Das könnten wir als Andenken mitnehmen«, schlug Danió vor, aber Nicky, ihre Mutter, schüttelte den Kopf. »Nichts wie weg hier. Es zieht mich runter, diesen Mist anzuschauen.«

»Stimmt«, sagte Danió und starrte fast wütend auf den Dreck um sie herum. »Eigentlich will ich auch kein Andenken an das hier.«

An diesem Abend, als Danió und ihre Mutter schon schliefen und nur noch das Zischen des Wassers am Rumpf zu hören war, tappte Malika in die Funckecke der *Skylark* und ging über die Satellitenverbindung ins Internet. Sie

wollte irgendjemandem davon erzählen, was sie gesehen hatte, und außerdem hatte sie eine Idee. Ihre Finger flogen über die eingeblendete Tastatur. *Es gibt sowieso immer weniger Fische im Meer. Wie wäre es denn, wenn man all die Fischerboote, die jetzt nicht mehr gebraucht werden, umbaut und sie losschickt, damit sie Müll aus dem Wasser holen?*

Sie wartete, ob jemand einen Kommentar dazu postete.

Niemand tat es.

Nördlicher Pazifik, Mai 2030

Die Sonne ging unter, es war Zeit fürs Nachtgebet. Arif dröhnte der Ruf des Muezzins, der per Funk übertragen wurde, in den Ohren – Kapitän Djamal drehte das Gerät jedes Mal auf volle Lautstärke und richtete gleichzeitig den Bug der *Kerapu* nach Mekka aus. Das machten daheim vor der Küste von Java alle Fischerboote gleichzeitig, es sah aus wie ein Tanz.

Hier dagegen war weit und breit niemand außer ihnen, um sie herum erstreckte sich eine dunstige blaue Einöde. Kapitän Djamal war so weit in den Pazifik hinausgefahren wie nie zuvor, damit sie endlich mal wieder etwas fingen. Doch bisher waren ihnen hauptsächlich Quallen und Müll ins Netz gegangen.

Pflichtbewusst verrichtete Arif die vorgeschriebenen Gebete, dann erscholl es wieder einmal: »Arif! Komm sofort her, du musst helfen, die dreimal verfluchte Kühlanlage zu reparieren!«

Arif seufzte. Auf dem alten Kahn gab es für einen Schiffsjungen immer etwas zu tun, selbst wenn die anderen sich ausruhten. Es gab kaum einen Moment, in dem er sein Lieb-

lingsgame *Bubblecatcher* aus der Tasche ziehen und eine Runde spielen konnte. Er hatte es satt, Roststellen auszu-schleifen, im nach Öl stinkenden Maschinenraum herumzu-schrauben oder die Segel zu flicken. War das hier wirklich besser als die Plackerei in der Garnelenzucht seiner Eltern? Er hatte sich seine Zeit auf dem Meer anders vorgestellt. Irgendwie ... erhabener. Schließlich war dies hier das Reich von Nyai Loro Kidul, der Herrin des Südlichen Meeres, von der seine Großmutter ihm so viele Geschichten erzählt hatte.

Arif zwängte sich an Kapitän Djamal vorbei, der einen Gebetspruch murmelte, bevor er auf dem stillen Örtchen verschwand. Der Kapitän hatte für jede Lebenslage eine passende Beschwörung, und vor dem Gang aufs Bordklo waren Schutz und Beistand besonders wichtig, denn dort lauerten gefährliche Dschinn. Angeblich.

Auf halbem Weg zum Maschinenraum zögerte Arif. Es knisterte im Funk, er hörte eine Stimme, die irgendetwas durchgab. Sollte er hingehen? Eigentlich war das nicht seine Aufgabe, doch der Kapitän hatte offensichtlich keine Zeit, und die beiden anderen Männer an Bord waren mit der Kühlanlage beschäftigt. Die war wichtig, damit ihr ohnehin schon magerer Fang nicht auf dem Heimweg verdarb. Arif lief zur Brücke und lauschte. »Ihr seid in unserem Revier – schert euch weg!«, blaffte jemand erst auf Indonesisch, dann auf Englisch.

In ihrem Revier? Verblüfft blickte sich Arif um. Es war inzwischen so dunkel, dass er draußen nicht mehr viel erkennen konnte. Doch er sah weder die Lichter eines anderen Schiffs noch war auf dem Radarschirm irgendein Kontakt zu erkennen.

»Unbekanntes Schiff, wie lauten Ihr Name und Ihre Kennung?«, funkte Arif zurück, erst auf Indonesisch, dann etwas stockend auch auf Englisch. Er versuchte, die Positionslichter der *Kerapu* einzuschalten, aber der Schalter klackerte lose hin und her, ohne etwas zu bewirken. Verdamm!

»Ihr habt hier nichts zu suchen«, kam es zurück, wieder ohne Rufzeichen.

»Wir befinden uns nicht im Hoheitsgebiet eines Landes«, widersprach Arif. »Das Meer hier gehört niemandem.« Er konnte sich nicht vorstellen, dass Kapitän Djamal sich von hier vertreiben lassen würde.

»Wir warnen euch nicht noch einmal!«

Eine Gänsehaut überzog Arifs Arme. Dieser Ruf aus dem Nichts war irgendwie unheimlich. »Wir wollen euch nichts streitig machen«, versuchte er zu beschwichtigen, doch es kam keine Antwort mehr.

Arif hastete von der Brücke und hämmerte an die Tür des Bordklos. »Kapitän! Gerade ist ein Funkspruch durchgekommen ... ich werde nicht schlau draus ...«

Die verbeulte Metalltür flog auf und ein sehr verärgertes Kapitän Djamal kam zum Vorschein. Er stapfte zur Brücke und versuchte dabei gleichzeitig, seinen Gürtel zu schließen. »Was denn für ein Funkspruch? Hier fischt doch niemand anders, oder?«

»Auf dem Radar war jedenfalls nichts zu sehen«, meinte Arif und wollte ihm folgen ... doch dann hörte er einen Knall und sah einen glühenden Punkt in der Dunkelheit, der schnell näher kam. Und was war das für ein eigenartiges Fauchen? Das klang wie ein Drache, der sich anschickte, über sie herzufallen!

»*Shetan!* Teufel noch mal!« Kapitän Djamal rannte zur

Brücke und verschwand darin. Arif warf sich zu Boden, kroch hinter die metallene Tonne mit der Rettungsinsel und schützte den Kopf mit den Armen.

Dann ging die Welt unter. Jedenfalls fühlte es sich so an. Eine Druckwelle hieb auf Arif ein, Trümmerteile flogen durch die Luft und bohrten sich in seine Haut wie hundert Dolche. Dann war nur noch Wasser um ihn herum. Kaltes Salzwasser drang in seine Nase, seinen Mund. Wo war oben, wo gab es Luft? Verzweifelt strampelte Arif, schlug um sich ... und kam irgendwie hoch. Keuchend füllte er seine Lunge. Zwanzig Meter neben ihm brannte etwas, ragte ein zeretzter Rumpf auf. Was war überhaupt passiert? Wo waren die anderen, wo war Kapitän Djamal?

Der Feuerschein erhellte eine ölig schwarze Wasseroberfläche, auf der Trümmer schwammen, doch nirgendwo sah Arif einen Kopf oder einen winkenden Arm. Verzweifelt stieß er einen Ruf aus. Keine Antwort.

Dort vorne trieb die Rettungsinsel der *Kerapu*. Kapitän Djamal hatte sie gebraucht gekauft, aber sie hatte sich tatsächlich aufgeblasen, als ihr Behälter ins Wasser gefallen war. Ungeschickt paddelte Arif darauf zu. Seine linke Hand und sein linkes Bein schmerzten furchtbar. Aber wenn er es bis zur Rettungsinsel schaffte, dann hatte er eine Chance. Falls ihn vorher kein Hai erwischte ...

In diesem Moment schoss ein Feuerpilz gen Himmel, das musste der Gastank der *Kerapu* gewesen sein! Flammen hüllten die Rettungsinsel ein, einen Moment lang zeichnete sie sich als dreieckige Silhouette gegen den Himmel ab. Arif tauchte unter, so tief er konnte, und schwamm weg von dieser Hölle, bis es sich anfühlte, als würde seine Lunge jeden Moment platzen.

Als er wieder hochkam, waren die Reste des Schiffs verschwunden und von der Rettungsinsel war nur noch ein qualmender Rest übrig. Er war allein mitten im Pazifik, um ihn herum mehr als tausend Meilen Wasser. Arif zitterte so heftig, dass er es kaum schaffte, sich an der Oberfläche zu halten. Vielleicht war es besser, wenn er jetzt einfach aufhörte zu kämpfen, wenn er sich sinken ließ und ausatmete. Dann war es vorbei. Aber dann würden seine Eltern und seine Geschwister nie erfahren, was mit ihm passiert war ... und vielleicht würde Nyai Loro Kidul ihn retten, irgendwie ...

Ein einzelnes Trümmerstück brannte noch und im Licht der Flammen sah Arif etwas. Einen Schatten, der näher kam. Der sich nach und nach in ein dunkel gestrichenes Schiff verwandelte, flach und hässlich wie eine Kakerlake. Das pulsierende Grollen eines Motors durchdrang das Wasser, Arif spürte es im ganzen Körper. Vor Schreck schluckte er Wasser und prustete. Das war der Angreifer, kein Zweifel. Hatten die Kerle, die an Bord waren, mitbekommen, dass jemand die Attacke auf die *Kerapu* überlebt hatte? Wollten sie ihm jetzt den Rest geben?

Das Schiff glitt neben ihn, und Arif sah, wie eigenartig es gebaut war. Seine ganze Oberfläche bestand aus schrägen Flächen, wie ein grobes Mosaik waren sie aneinandergesetzt. Und auf einmal wusste Arif, wieso er das Schiff von der *Kerapu* aus nicht hatte sehen können. Es war eins dieser Dinge, die für Radarstrahlen unsichtbar waren! Ein Tarnkappen-Schiff!

»Na, schau an«, sagte eine Stimme. Arif verstand sie, sie sprach Englisch mit leichtem Akzent. »Können wir mit dem was anfangen?«

»Nein, wirklich nicht, Admiral!« Eine andere Männerstimme. »Erstens haben wir keinen Platz und zweitens können wir keine lose Zunge gebrauchen ...«

Arif blickte hoch und sah, dass sich an der Seite des Schiffs eine Luke geöffnet hatte. Zwei Menschen beugten sich zu ihm herab und betrachteten ihn. Arif öffnete den Mund, wollte um Gnade bitten, wollte versichern, dass seine Zunge noch nie lose gewesen war, doch heraus kam nur ein Krächzen.

Jemand lachte. Ein Rettungsring landete neben ihm im Wasser und Arif schob einen Arm hinein, ließ sich ziehen. Als er nah genug an der Bordwand war, wurde er gepackt und ins Innere des Schiffs gehievt. Dunkel war es hier drinnen. Arifs schmerzendes Bein trug ihn nicht und er stürzte aufs nasse Deck.

»Heute ist dein Glückstag, Kleiner«, sagte die erste Stimme. Im Halbdunkel konnte Arif auch erkennen, zu wem sie gehörte: einem breitschultrigen, braunhäutigen Mann mit hohen Wangenknochen und gepflegtem, kurzem Bart. »Du darfst hier an Bord arbeiten, wenn du willst. Oder bist du lieber Haifutter?«

Arif dachte an Kapitän Djamal – einen Freund seines Vaters – und die anderen. Tot, alle tot, und das war seine Schuld! Wenn er auf diesen seltsamen Funkspruch anders reagiert hätte, wenn er nicht widersprochen hätte ... Tränen begannen ihm über die Wangen zu rinnen und er presste die Stirn in die Hände. Das schienen die Männer auf dem fremden Schiff als Antwort auf ihre Frage aufzufassen. Sie schlugen ihm auf die Schulter und schubsten ihn tiefer ins Innere.